

Heute, Leser, starten wir beschwingt an der südwestlichen Küste El Salvadors, suchen indigene Völker und die Mondfinsternis, sind bei Jorge zum Kaffeekränzchen eingeladen und halten Ausschau nach einem netten, kleinen Hotel. Dann, Leserin, überschreiten wir einen Zoll, der eigentlich keiner ist und berichten von 18 Kaninchen und einem korrupten Papi. Am Schluss fahren wir noch 29 Stunden Bus und hören José zu.

Viel Spass bei der dritten und letzten Sammelmil dieser Reise!

DER SAFTIGE START

Der Aufenthalt in El Salvador begann ganz prächtig. Ich traute meinen Augen nicht, als mir tatsächlich ein Bus den Vortritt gewährte, und fürchtete, ich sei hinüber, als weitere Busse artig warteten, bis sie mich überholen konnten. Anständige Busfahrer? Ich rieb mir die Augen. Aber so war es: Schluss mit kriminellen Idioten hinter dem guatemaltekischen Steuer, in El Salvador hielt auf den Strassen wieder die Zivilisation Einzug. Auch sonst zeigte sich das neue Land von seiner Sonnenseite. Die kurvenreiche Küstenstrasse am Pazifik war superschön, der Verkehr äusserst spärlich, die Anzahl gemütlicher Beizen hoch, immer wieder zeigten sich tolle Ausblicke auf das Meer, und das beste waren die Leute an sich: Ständig wurde ich freudig begrüsst, die Leute johlten, aus dem Auto heraus wurde gefilmt und interviewt, und wenn ich mir irgendwo den achten oder neunten Fruchtsaft oder Milkshake des Tages einverleibte, erhielt ich ab und zu die Telefonnummern der Leute vom Nachbarstisch: «Wenn du irgendwelche Probleme haben solltest, ruf einfach an!»

Das Essen war sowieso das Highlight, ich schlug mir hier den Magen mit frischem Fisch voll. Nationale Leibspeise ist aber etwas anderes: Pupusas, Mais-Tortillas, ähnlich den mexikanischen Tacos. Die kleinen Fladenbrote werden zu praktisch allem gereicht. Am häufigsten kommen nebst Pupusas diverse Eierspeisen mit Tomaten und Zwiebeln auf den Tisch, angereichert mit Frijoles (Bohnen) und Reis oder Fleisch vom Grill. Insgesamt orientiert sich die Küche stark an Mexiko.

OHNE INDIOS, DAFÜR MIT BITCOIN

El Salvador ist das kleinste Land Zentralamerikas. Indigene Bevölkerung gibt es fast keine, die Indios wurden zuerst von den Spaniern und später von der landeseigenen Oberschicht liquidiert, sodass sich heute die Einheimischen relativ europäisch präsentieren. Während es in Guatemala wegen der vielen Indio-Kulturen über 60 verschiedene Sprachen gibt, existiert in El Salvador praktisch nur Spanisch. Die Leute sind nicht einfach zu verstehen, sie schlucken oft ganze Wortteile herunter, und sie pflegen insgesamt einen etwas westlicheren Lebensstil: Englischsprachige Musik ist häufig, als Landeswährung gilt der US-Dollar. Vor einem halben Jahr wurde als zweite offizielle Landeswährung die Kryptowährung Bitcoin eingeführt. Aller-

dings sind die Leute sehr, sehr skeptisch diesbezüglich. Herson, ein Hotelangestellter, erzählte mir ein bisschen, wie das so läuft. «Wir mögen diesen Bitcoin nicht», meinte er, «denn wir wissen nicht, wieviel er morgen oder übermorgen noch wert ist.» Jede Bürgerin und jeder Bürger von El Salvador habe von der Regierung einen Bitcoin erhalten, so etwa 30 Dollar, aber die meisten wüssten schlichtweg nicht, was sie damit tun sollten. Auf vielen Häusern sieht man Sprayereien, die wenig Gutes am Bitcoin lassen.

Von den Folgen des Bürgerkriegs in den Achzigerjahren hat sich El Salvador noch nicht gänzlich befreit. Einerseits sind auffallend viele ältere Leute mit amputierten Gliedern in Rollstühlen zu sehen, und andererseits sind die Landreformen und sozialen Verbesserungen, die damals gefordert und versprochen worden waren, ausgeblieben. Jede Regierung versinkt ihrerseits im Sumpf von Korruption.

Trotz allem: Die Leute bei meiner Einreise deckten mich mit Sympathie und Goodwill ein.

MONDFINSTERNIS IN DER KARAOKE-BAR

Die erste Nacht fand in einer schummrigen Bar mit ein paar Zimmern statt. «Bis nachts vier Uhr», meinte einer der Angestellten, «ist hier Betrieb mit Karaoke und so!» Nicht, dass mich das gestört hätte, ich hörte das nur, weil ich dreimal nachts den Wecker gestellt hatte. In dieser Nacht fand nämlich die grösste Mondfinsternis seit dem Jahr 1440 statt, zu sehen just auf dem amerikanischen Kontinent, und das wollte ich mir nicht entgehen lassen. Ich stand also nachts um 1.30 Uhr auf. Der einzige Weg nach draussen führte durch die stickige Bar, in der sich sowohl die leichtbekleideten Mädchen als auch die schon recht angeheiterten Männer fragten, was zum Kuckuck der schlaftrunkene Gringo mit dem Fotoapparat hier suche. Auf dem Parkplatz blickte ich nach oben. Der Mond war noch immer zur Hälfte zu sehen, ich war offensichtlich zu früh. Ich schlich mich durch die johlende Menge zurück in mein Zimmer, schlief bis 3.30 Uhr und machte mich wieder auf die Socken. Die Männer waren jetzt etwas mehr als nur angeheitert, die Sprüche etwas derber, der Mond aber zeigte sich noch immer nicht vollständig verdunkelt. Da musste ich nochmals hin! Wie befürchtet war aber morgens um 5 Uhr die Bude geschlossen, alles verbarrikadiert, und ich kam gar nicht zu diesem Haus raus. Die komplette Mondfinsternis hatte ich verpasst, aber kein Problem, die nächste findet bereits im Jahr 2669 statt. Ich habe mir das in der Agenda notiert.

KAFFEEKRÄNZCHEN BEI JORGE

Die Leute von El Salvador sind stolz darauf, den (wie sie sagen) besten Kaffee der Welt herzustellen. Ich kann das nicht beurteilen, denn diese üble Brühe bringe ich beim besten Willen nicht die Kehle herunter. Der Typ, der Kaffee erfunden hat, muss das an einem versof-

fenen Montagmorgen getan haben. Der freundliche Kaffeebauer Jorge lud mich zu einer Tasse Kaffee ein, denn - siehe oben - es sei der beste, den ich auf der Welt kriegen könne. Als ich ihm entschuldigend kommunizierte, dass ich leider keinen Kaffee trinken könne, sank mein Ansehen auf Halbmast, doch Jorge hatte noch einen zweiten Trumpf: Er drehte sich mit verminderter Euphorie zu seiner Frau um und sagte: «Luisa, der Suizo will keinen Kaffee. Mach ihm eine heisse Schokolade!» Tja, das war es dann irgendwie. Es gibt zwei Dinge, die ich nicht essen oder trinken kann: Kaffee und Schokolade, letztere schon gar nicht heiss. Jorge liess mir einen Tee zubereiten, aber die Fahne, die auf Halbmast war, sank jetzt noch etwas tiefer. Die spinnen, die Ausländer.

MAN SUCHE EIN NETTES KLEINES HOTEL

Die nächste Nacht war in El Tunco, einem Wellenreiter-Hotspot. Hier wollte ich einen Ruhetag einlegen, doch fühlte ich mich überhaupt nicht wohl, alles war masslos überteuert, und irgendwie hatte ich im Reiseführer übersehen, dass die Touristen nur der Wellen wegen hierher kommen, ganz sicher aber nicht zum Schwimmen. Mein Zimmer war nicht einmal 2 x 2,5 Meter gross und bestand aus einem Bett, einem Hocker und einem Ventilator, in der Gemeinschaftsdusche hatte es kein Wasser. So fuhr ich am nächsten Tag in die Stadt Zacatecoluca, schlug mir dort mittags um 12 Uhr den Magen voll, schlief am Tisch ein, radelte ins Zentrum und wollte mir dann für zwei Nächte ein hübsches Hotel nehmen. Doch die Einheimischen verwiesen mich allesamt auf eines der Autohotels an der Hauptstrasse. Ach nein. Ich besichtigte eines davon und lehnte dankend ab. Es blieb mir nicht viel anderes übrig, als in die nächste Stadt zu fahren, Usulután, immerhin 70 000 Einwohner gross. Ich entdeckte kein einziges Gebäude und keinen einzigen Strassenabschnitt, den man auch nur halbwegs als einigermaßen einladend hätte bezeichnen können, geschweige denn ein Hotel. 10 Kilometer ausserhalb der Stadt, irgendwo an der Hauptstrasse, aber doch komplett im Nirwana, quartierte ich mich in einem fünfstöckigen, aus dem Boden gestampften Casino-Hotel ein, der einzigen Absteige weit und breit. Das Hotelrestaurant hatte etwa den Charme des Wartezimmers einer Zahnarztpraxis, und im Casino erhielt ich nicht einmal ein Bier. An Trostlosigkeit war diese Nacht kaum zu überbieten. Hier einen Ruhetag einlegen?

Am nächsten Morgen fuhr ich in feuchter Hitze weiter nach San Miguel, der zweitgrössten Stadt des Landes, die gemäss Reiseführer noch gewisse koloniale Züge haben soll. Das könnte ich so nicht unterschreiben. Das einzige Highlight schien mir eine Filiale von Pizza Hut zu sein, wo ich mir das späte Zmittag gönnte und dann sofort am Tisch einschlieff. Aber hallo, es hatte ein Hotel! Das war ganz in Ordnung, bloss verriegelte es abends um 19 Uhr, als ich vom Spaziergang zurückkehrte, alle Tore. Sämtliche Lichter im Hof und in den Gängen

wurden gelöscht, die Leuchtreklame abgestellt. Im Hotel war es mucksmäuschenstill und dunkel wie in einer Kuh. «Zur Sicherheit!», meinten die Hotelangestellten. «Wir wollen nicht sichtbar sein, und nach 19 Uhr solltest du sowieso nicht mehr raus.»

Ein Ruhetag in dieser Stadt, in diesem Quartier? Allmählich fügte ich mich in mein Schicksal: Ich war ein ewiger Nomade, der nirgends bleiben konnte. Nun denn, einen Ruhetag könnte ich ja dann vielleicht nächstes Jahr mal irgendwo machen, ist ja auch tiptop.

Wenn die nächtlichen Strassen von El Salvador gemieden werden sollen, kommt das natürlich nicht von ungefähr. El Salvador und Honduras teilten sich in den letzten Jahren die Spitzenplätze der gefährlichsten Länder weltweit. Die Mordraten sind immens hoch, doch Touristen werden selten in Mitleidenschaft gezogen. Die vielen Morde passieren innerhalb der Drogenclans.

GUTE IDEE: DIE GRENZE VON PERQUIN

Geplant war, kurz später die grosse Grenze auf der Hauptstrasse nach Honduras zu passieren. Anstattdessen entschied ich mich kurzfristig, nach Norden zu radeln, zurück in die Berge, und dann den «kleinen» Grenzübergang von Perquin nach Honduras zu nehmen, auf der Karte war dieser Zoll ja wunderbar eingezeichnet.

Perquin als Ziel gefiel mir sowieso, zumal das Dorf zu Zeiten des Bürgerkriegs das Zentrum des Guerilla-Widerstands war. Ich besuchte das kleine Museum, sah mir all die Untergrund-Unterkünfte und Stollen an, das Radiostudio, den abgeschossenen Helikopter und die sonstigen Erinnerungstücke. Das war durchaus interessant. Bloss die Weiterreise zeigte sich als suboptimal. Ich gebe zu, dass ich mich nicht genügend auf diese kurzfristige Routenänderung vorbereitet hatte. Erstens war die Strasse eine Katastrophe: manchmal kaputtes Kopfsteinpflaster, manchmal löchrig-steinige Schotterpiste, so oder so aber steil wie die Sau. Verkehr gab es keinen. Ich schob ununterbrochen und erinnerte mich vage an die Idee eines Ruhetags, den ich aufgrund der müden Glieder einlegen wollte. Ich fragte mich, weshalb ich eigentlich nicht wie normale Leute in Rimini am Strand liegen könne. Das Galileo-Herr-Meier-Lied mit seinen mittlerweile 78 Strophen und 16 Jingles (das Singen dauert inzwischen mindestens zwei Stunden) konnte ich nicht singen, Herr Meier hatte aber Verständnis. Okay, das war nun alles «erstens». Der Punkt «zweitens» bezieht sich auf den Zoll. Ich weiss noch immer nicht, ob ich Glück oder Pech hatte. Glück hatte ich, weil ich ÜBERHAUPT über den Zoll kam, denn der ist für Ausländer eigentlich geschlossen, au backe, und Pech hatte ich, weil mir die griesgrämigen Honduras-Zöllner genau DREI Tage in Honduras gewährten. Drei Tage? Mich lauste der Affe, gemäss sämtlichen Informationsquellen erhält jeder Mensch 90 Tage. In einer relativ gehässigen Diskussion meinten die Zöllner, in fünf Tagen seien in Honduras die Präsidentschaftswahlen, dann breche ziemlich sicher das Chaos aus, und dann

wolle die Regierung keine Touristen mehr im Land haben. Strassenschlachten, Ausgangssperre, geschlossene Läden und Flughäfen, alles sei möglich.

Der Start in Honduras war also prächtig. Kaum an der Grenze, war alles schon in Schieflage. Aber zuerst musste ich noch auf einen 1900 Meter hohen Pass schieben, und ich kann dazu nur sagen, dass die Schotterpiste in El Salvador schlecht sein mochte, hier in Honduras war sie aber noch schlechter. Zudem kam nun heftiger Gegenwind auf, und der Durchfall, der seit zwei Tagen meinen Darm beglückte, verbesserte die Sache auch nicht wesentlich. Dieser Tag war zum Brüllen. Ich schaffte genau 27 Kilometer.

WILLKOMMEN IM CHAOS

Zuerst dachte ich, ich würde die Drei-Tage-Bewilligung missachten, wie geplant die letzten sieben Tage bis zu meinem Heimflug in Honduras bleiben und notfalls eben die Busse von 200 Dollar bezahlen, doch rieten mir sämtliche Einheimische davon ab. Irgendwo auf einer Insel oder komplett auf dem Land könne ich die wahrscheinlichen Tumulte schon unbeschadet überstehen, in Städten indes kaum. Mein Heimflug drei Tage nach den Wahlen würde aber nicht von einer einsamen Insel stattfinden, sondern vom Flughafen der Hauptstadt Tegucigalpa. «Das kannst du vergessen!», meinten die Leute. Das Timing war nun wirklich maximal schlecht.

Je nach Ausgang der Wahl, meinten sie, gibt es ein Chaos oder ein sehr grosses Chaos. Honduras versinkt wie El Salvador seit Jahrzehnten im Sumpf von Bandenkriegen und Korruption. Der Bruder des jetzigen Präsidenten sitzt wegen seinen Verbindungen zur organisierten Kriminalität in den USA lebenslänglich hinter Gittern, der Präsident selbst ist genauso tief in Drogengeschäfte verstrickt und korrupt. Er tritt zur Wahl nicht mehr an, aber sein Ziehsohn von der gleichen Partei hat gute Chancen: ein milliardenschwerer Bauunternehmer, der das Land weiterhin im Schlamassel von Drogenhandel und Korruption dahinsiechen lassen würde. Dass er sich auf den Wahlplakaten mit dem Namen «Papi» brüestet, ist eine Frechheit. «Papi» ist nicht unbedingt der Ausdruck für einen Vater, sondern einfach für eine sympathische männliche Person. Es ist möglich, dass eine alte Frau einem jungen Burschen «Papi» sagt, wenn sie ihn denn mag.

Die Partei von «Papi» und seinen zwielichtigen Brüdern setzt sich in bestes Licht, indem sie kurz vor den Wahlen den Leuten Schulgeld bezahlt, das Haus renoviert oder sonst irgendwie unter die Arme greift ... allerdings mit nichts anderem als zweckentfremdeten Steuergeldern. Zudem wird am Fernsehen damit geworben, dass die Leute Bargeld erhalten, wenn sie ein Bild von ihrem Wahlzettel (mit dem richtigen Namen drauf) der Partei zustellen. Das sind erkaufte Stimmen, das ist Wahlbetrug, doch in Honduras hat das Tradition.

ACHTZEHN KANINCHEN UND FILZKOPF

Zollübergänge sind in Honduras nur dünn gesät. Mit vier verschiedenen Bussen reiste ich am nächsten Tag in etwa neun Stunden in eine Stadt an der guatemaltekischen Grenze. Die Busfahrer demonstrierten Multitask-Fähigkeiten. Der schlimmste der vier konnte in unübersichtlichen Kurven bei doppelter Sicherheitslinie sämtliche vor uns fahrenden Fahrzeuge überholen und gleichzeitig auch noch mit einer Hand in der Jackentasche herumfingern und der anderen telefonieren. Respekt, Respekt.

In Copan besichtigte ich vor der hastigen Ausreise noch schnell die Maya-Ruinenstätte. Die Anlage ist wunderbar, Copan war eine weitläufige und reiche Stadt während der Maya-Hochblüte. Der grösste Teil der alten Stadt liegt allerdings unter Bäumen und grasbedeckten Hügeln verborgen. Am berühmtesten ist die Hieroglyphen-Treppe, sie zieht sich eine Pyramide hoch und zeigt in mehreren tausend Glyphen die Geschichte der Stadt. Am meisten gefielen mir die Steinstelen mit den gemeisselten, prächtigen Abbildungen der Häuptlinge. Der wichtigste Häuptling hiess «18 Kaninchen», andere trugen heitere Namen wie «Wasserlilien-Jaguar», «Rauch-Affe» oder «Filzkopf». Weniger lustig als die Namen war der Niedergang der alten Maya-Hochburg. Am Ende der Blütezeit in den Jahren um 800 wuchs die Bevölkerung so rasant, dass die landwirtschaftlichen Erträge zur Ernährung nicht mehr ausreichten. Copan konnte sich landwirtschaftlich nicht mehr autark versorgen und musste Lebensmittel aus anderen Gebieten einführen. Der Stadtkern dehnte sich bis in das fruchtbare Tiefland im Zentrum des Tals aus und drängte landwirtschaftliche und Wohngebiete auf die steilen Berghänge. Grosse Waldgebiete wurden abgeholzt, was zu massiver Erosion führte, die Lebensmittelgewinnung weiter dezimierte und in der Regenzeit Überflutungen mit sich brachte. Neben Unterernährung breiteten sich nun auch ansteckende Krankheiten aus.

Das kommt uns doch irgendwie bekannt vor.

Dass die heutige Zeit ziemlich ähnlich daherkommt wie jene von damals, beunruhigt die Einheimischen aber nicht sonderlich. Im Maya-Kulturgut ist tief verankert, dass das Leben zyklisch verläuft und sich Geschichte wiederholt.

29 STUNDEN BUS FÜR DIE STEILSTEN PYRAMIDEN

Bei mir wiederholte sich auch einiges: Plötzlich war ich zurück in Guatemala. Nach zweieinhalb Tagen erreichte ich Guatemala-City, eine Stadt, die ich zwei Wochen zuvor dankend links liegen gelassen hatte. Kein Mensch, erst recht kein Velo fahrender, geht freiwillig nach Guatemala-City. Die Stadt ist laut, dreckig, stinkig, gefährlich und konsequent frei von Sehenswürdigkeiten (also ähnlich wie Zacatecoluca, Usulután und San Miguel, einfach zwanzig

Mal grösser). Von hier würde drei Tage später mein (neuer) Flug in die Schweiz starten. Das schien mir genug, um noch einen Ausflug nach Tikal einzulegen, der grössten Maya-Stadt Guatemalas im Norden des Landes. Die Busreise nach Santa Elena, dem Ausgangspunkt für den Trip, dauert im Normalfall 8 bis 9 Stunden, doch der Normalfall machte an jenem Tag grad Pause und schaffte Platz für den Nichtnormalfall: Die Reise dauerte dank einem unfallbedingtem Stau satte 17,5 Stunden. Wenn man mit neun Stunden Verspätung nachts um 1.30 Uhr am Busbahnhof von Santa Elena ankommt, ist das nicht sehr prickelnd, und man ist dem Taxifahrer mehr oder weniger ausgeliefert, denn der bringt dich nicht in das nächste und schon gar nicht in das beste Hotel, sondern in jenes, in dem er seine Kommission einheimsen kann. Die Absteige, in der er mich abblud, war effektiv kein Highlight, sondern ein Drecksloch, aber egal. In abermals anderthalb Stunden ging es mit einem Kleinbus am anderen Morgen um 8 Uhr nach Tikal, der damals grössten Maya-Stadt Zentralasiens. Über 10 000 Bauten hatten hier zur Hochblüte gestanden, die Einwohnerzahl wird auf 100 000 Menschen geschätzt. Speziell an Tikal ist vor allem seine Lage komplett im Dschungel, man schreitet unter einem Baldachin von Bäumen, unter Affen und Tukanen von Pyramide zu Pyramide. Jene sind so steil wie nirgends, die mächtigste ist 63 Meter hoch. Der Blick von oben auf die anderen Pyramiden und den Dschungel ist genial. Es ist sehr still hier, mal abgesehen vom Röhren der Brüllaffen und den nicht allzu zahlreichen Touristen. In Tikal beeinträchtigen keine Souvenirverkäuferinnen und Stoffverkäufer die Ruhe, das Ganze liegt in einem riesigen Nationalpark.

Die Häuptlinge hatten auch hier kreative Namen: Grosse Jaguartatze, Rauchender Frosch, Mond Doppelkamm. Die Vorstellung, die Mayas hätten hier einfach in Ruhe und friedlicher Andacht der Götter gedacht, ist natürlich falsch. Die Maya-Städte bekriegten sich laufend gegenseitig. Tikal galt als besonders hinterhältig und begann im 4. Jahrhundert eine neue Kriegsführungstaktik: Statt sich den Kontrahenten im Nahkampf zu stellen, kreisten die Krieger aus Tikal ihre Feinde von nun an ein und töteten sie mit Speeren, die sie aus sicherer Entfernung warfen. Das war dann fast schon ein Luftangriff.

Tikal ist die fünfte und letzte Maya-Stadt, die ich auf dieser Reise besuchte, und wohl auch die tollste von allen. Aber auch die aufwändigste. Ich sass immerhin 29 Stunden im Bus. Die Rückreise ging flott über die Bühne resp die Strasse, wir brauchten nur gute acht Stunden, was ich etwas schade fand, denn was macht man an einem kleinen Busbahnhof (in Guatemala-City gibt es unzählige davon) morgens um 4 Uhr?

JOSÉ

Die Wahlen in Honduras sind in der Zwischenzeit vorbei, und es zeichnet sich ein Sieg der Oppositionspartei ab. Nicht der steinreiche Papi, sondern eine Frau soll Präsidentin werden und verspricht grundlegende Reformen und die Abkehr von Korruption. Das sind grundsätzlich gute Neuigkeiten, bloss hatten sämtliche vergangene Präsidenten schon das gleiche versprochen und nichts geändert. Der Mann der wahrscheinlichen, neuen Präsidentin war vor Jahren selbst als Präsident weggeputscht worden und wird seinerseits mit Korruptionsvorwürfen konfrontiert.

Das Chaos, sagte mir der Honduraner José heute morgen, sei in in seinem Land riesig, die Krankenschwestern gehen auf die Strasse und die Schuhputzer, die Lehrerinnen, die Bankangestellten, die Receptionistinnen und tausend andere, und alle demonstrieren sie gegen Korruption und Misswirtschaft. Er, José, sei auf dem Weg in die USA. Er hat es immerhin schon bis Guatemala-City geschafft. Er verkauft selbst gemachten Schmuck auf der Strasse. Seit die letzten beiden Präsidenten Mexikos die Grenzen für die migrationswilligen Nachbarn aus Zentralamerika geöffnet haben, gibt es ganze Karawanen von Flüchtlingen aus El Salvador, Nicaragua und Honduras, die alle in die USA wollen und an der Grenze zum gelobten Land stranden. In Mexikos Norden entstehen wöchentlich neue Flüchtlingslager. José ist noch nicht soweit. Er muss noch viel Schmuck verkaufen, bis er das Geld für die Weiterreise beisammen hat, falls er nicht zu Fuss marschieren will ... wie das Tausende andere tun.

Die Sorgen von uns Velo-Nomaden sind da verschwindend klein. Nicht ganz saubere Hotelzimmer, Kopfsteinpflaster, schwierig umzubuchende Rückflugtickets? Ein Nichts dagegen.

He Leute, soviel von Weltumradlungsetappe 32! Das war cool, es hat riesigen Spass gemacht, auch wenn die gefahrene Strecke aus politischen Gründen nicht ganz die war, die ich mir ausgemalt hatte. Und deshalb ist sie auch etwas kürzer als geplant.

Strecke:

Villahermosa (Mexiko) - Palenque - Tonina - Comitán - Huehuetenango (Guatemala) - Quetzaltenango - Antigua - Taxisco - Ajacutla (El Salvador) - Usulután - San Miguel - Perquin - Marcala (Honduras) sowie Copán Ruinas (Honduras) - Guatemala-City (Guatemala).

Gefahrene Kilometer: 1606

Höhenmeter (nur bergauf gerechnet): 20 876 (entspricht zweieinhalb mal von 0 auf den Mount Everest)

Platten: 1

Mit den Ländern Guatemala, El Salvador und Honduras steigt die Zahl der bereisten Länder auf 66, die Kilometerzahl liegt neu bei 104 588.

So die Götter es wollen, geht es im Mai weiter. Herr Meier auf jeden Fall ist ready! Wenn ihr die bisherige Weltumradlung mit Bildern und Texten verfolgen möchtet, besucht meine Internetseite www.bikeforever.ch, in ein paar Wochen wird dann auch die jetzige Etappe 32 aufgeschaltet sein.

Es geht mir bestens, bis zum nächsten Mal, muchos saludos